

Rezensionen

Gerd Koenen: Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001, 25,90 Euro

Am 1. Mai 1977 erklärte der Sekretär des Zentralkomitees des Kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW): „Genossinnen und Genossen, man braucht kein Prophet zu sein, um festzustellen: Von heute an bis in zehn Jahren wird sich für die Arbeiterklasse erneut die Frage stellen von Sieg oder Niederlage in ihrem Kampf gegen Ausbeutung und imperialistischen Krieg und für die proletarische Weltrevolution.“ Zur Vorbereitung der Entscheidungsschlacht organisierte die Gruppe Soldaten- und Reservistenkomitees, die im Getümmel des erwarteten Weltkrieges einen Bürgerkrieg inszenieren sollten. Was aus heutiger Sicht kabarettistisch anmutet, nahmen die Aktivisten damals bitter ernst.

Der KBW war eine von vielen marxistisch-leninistischen Nachfolgegruppen der 68er Bewegung, die sich am maoistischen China orientierten. Sie entstanden Anfang der 70er Jahre und lösten sich zumeist zehn Jahre später wieder auf. Gerd Koenen läßt in seinem Buch dieses schillernde Geschehen noch einmal Revue passieren. Herausgekommen ist eine eindrucksvolle Mischung von zeitgeschichtlichen Betrachtungen und zeitgenössischen Erfahrungen. Zwar gelingt es Koenen, der als Sekretär der Frankfurter Ortsleitung des KBW agierte, nicht immer, aus dem langen Schatten seiner Vergangenheit zu treten, dennoch hat er eine beeindruckende Geschichte von Entstehung, Zersplitterung und Auflösung der Jugendrevolte vorgelegt. Dabei geht es ihm nicht um eine reine Abrechnung aus heutiger Sicht, sondern er trägt seine Kritik in einer Sprache milder Ironie vor. Das Jahrzehnt des Linksradika-

lismus, das in der westlichen Welt Hunderttausende faszinierte, begann in der Bundesrepublik mit dem 2. Juni 1967, dem Tag, an dem der Student Benno Ohnesorg anlässlich einer Anti-Schah-Demonstration von der Polizei erschossen wurde. Die bis zu diesem Zeitpunkt zahlenmäßig überschaubare und vornehmlich im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) organisierte linksradikale Bewegung gewann nun neue Anhänger und radikalisierte sich gleichzeitig. Ihr Wortführer Rudi Dutschke forderte anlässlich des Vietnam-Kongresses in der TU Berlin im Februar 1968 die „Globalisierung der revolutionären Kräfte und die Revolutionierung der Revolutionäre als entscheidende Voraussetzung für die Revolutionierung der Massen“.

Kurze Zeit später wurde Dutschke Opfer eines Attentats, an dessen Spätfolgen er 11 Jahre später starb. Die linksradikalen Studenten reagierten mit gewalttätigen Angriffen gegen die Druck- und Auslieferungsstellen der Springer-Zeitungen, denen sie die eigentliche Schuld für das Attentat gaben. Es kam zu Straßenschlachten, die bürgerkriegsähnliche Ausmaße annahmen. Als im Mai 1968 auch die Pariser Studenten gemeinsam mit Arbeitern auf die Barrikaden gingen, fühlten sich die linksradikalen Aktivisten in ihrer Gewaltstrategie bestätigt. Ein Berliner Autorenkollektiv erklärte: „Erst seit wir zaghafte beginnen, die Sprache des Systems zu sprechen, werden wir den Arbeitern verständlich und Springer eine Gefahr: Diese Sprache ist die Gewalt.“

Nun sollte das studentische Milieu verlassen und die Arbeiter für die Revolution gewonnen werden. Die immer schon fraktionierte Studentenbewegung zerfiel in eine Vielzahl von Organisationen und Kleinstparteien. Die orthodoxen Marxisten wanderten zur gerade gegründeten DKP oder versuchten, die SPD zu unterwandern; die ehemaligen Antiautoritären schlossen sich trotzkistischen und anar-

chistischen Zirkeln an, gründeten am maoistischen China orientierte stalinistische Parteien oder tummelten sich im undogmatischen Milieu der Libertären und der Spontis. Sie alle strebten eine revolutionäre Veränderung der Gesellschaft an, pflegten aber gleichzeitig einen erbitterten Abgrenzungs- und Spaltungskult, traktierten sich gegenseitig mitunter auch mit Fäusten.

Koenens Gruppe, der KBW, entstand erst relativ spät, im Juni 1973, als Zusammenschluß verschiedener lokaler ML-Initiativen mit Schwerpunkten in Heidelberg und Bremen. In seinen Hochzeiten konnte der KBW etwa 7.000 Aktivisten und etwa die gleiche Anzahl von Sympathisanten mobilisieren. Seine Mitglieder wurden einem strikt hierarchischen Prinzip unterworfen, mußten zur Finanzierung der Zentrale beträchtliche Geldsummen abführen und sich von den Führungskadern auch noch wahlweise als Opportunisten, Rechtsabweichler oder ähnlich beschimpfen lassen. Die Gruppe wurde Ende der 70er Jahre, als sich andere maoistische Gruppen bereits auflösten, immer dogmatischer und sektiererischer. Trauriger Höhepunkt war die Verehrung eines der größten Massenmörder der Weltgeschichte, des kambodschanischen Kommunisten Pol Pot, der Millionen seiner Landsleute umbringen ließ. Für den KBW war dieser Flirt mit dem Terror der Anfang vom Ende – der Todeskuss, wie Koenen es nennt. Die Gruppe begann sich zu spalten und löste sich einige Jahre später auf.

Doch Koenens Buch ist weitaus mehr als nur ein Erlebnisbericht aus kommunistischer Parteifinsternis; er räumt gleichzeitig mit einigen liebgewonnenen Legenden und Mythen sowie Selbstbeweihräucherungen auf, die sich um das „rote Jahrzehnt“ ranken. Weder war die Bundesrepublik Ende der 60er Jahre so reaktionär oder gar präfaschistisch, wie es Vertreter der APO annahmen, noch gab es eine Umgründung der längst im Wes-

ten verankerten Bundesrepublik. Auch war die APO keine reine Demokratie- oder Freiheitsbewegung, wie manche ihrer Protagonisten immer noch behaupten und selbstverständlich war Gewalt zur Durchsetzung von Zielen gerechtfertigt. Auf jeden Fall war sie eine Provokationseelite; sie forderte Staat und Gesellschaft heraus und wollte mit ihren Aktionen die „Fratze“ des Imperialismus, des Kapitalismus, des Faschismus etc. zum Vorschein bringen.

Zu Recht sieht Koenen die Ende der 60er Jahre entstehenden terroristischen Gruppen, etwa die Bewegung 2. Juni und die RAF, als legitime Kinder der APO an. Tatsächlich setzten sie mit ihren Terroranschlägen nur das um, was die Anführer der Revolte wortgewaltig äußerten. Die Abgrenzung vom Terrorismus war im linksradikalen Milieu insoweit bei den meisten Akteuren nur taktischer, nicht prinzipieller Natur.

Geprägt von seinen Erfahrungen im Frankfurter linksradikalen Milieu, in der die Spontis die Oberhoheit an den Stammtischen inne hatten und nicht mit Spott am KBW und den anderen K-Gruppen sparten (Was tut weh – der KBW ...), fällt seine Kritik am undogmatischen Lager etwas überzogen aus. Die Militanz der Frankfurter Spontis war für die bundesdeutsche Szene insgesamt nicht typisch, die Frankfurter waren eher die Ausnahme als die Regel. Die undogmatische Linke, die sich ab Mitte der 70er Jahre bis in das alternative Milieu hinein ausbreitete, kann schwerlich in einen Topf mit den stalinistischen und maoistischen Gruppierungen geworfen werden. In einem Punkt hat Koenen jedoch nicht ganz Unrecht, wenn er behauptet, daß die revolutionären Sponti-Kader von einst sich bisher „jede tiefere Einsicht ihres politischen Scheiterns erspart“ haben. „Da sie stets Alles gewollt haben, hatten sie ja nie etwas Bestimmtes gewollt. In diesem Sinne konnte der Spontaneismus als politische Bewegung gar nicht schei-

tern. Er mußte nur immer wieder seine Formel ändern. Die ungebrochene narzisstische Treue zu sich selbst, das luxuriöse Gefühl, sich durch große wie durch kleine Zeiten hindurch ‚treu geblieben‘ zu sein, ist das trügerische Flair des politischen Erfolgs, das sie bis heute gern um sich verbreiten.“

Letztlich scheiterten alle – die K-Gruppen ebenso wie die Trotzlisten, die Anarchisten, die Spontis und die Terroristen. Sie zerbrachen an der Realität einer Wohlstandsgesellschaft, die insbesondere die Arbeiterschaft sozial und politisch befriedigen konnte. In den 80er Jahren begann die Rückkehr der meisten linksradikalen Aktivisten in die pluralistische und freiheitliche Gesellschaft und für einige der verspätete Aufstieg in berufliche und politische Machtpositionen.

Koenen schließt seine detaillierte Schilderung der Wirren und Irrungen des roten Jahrzehnts mit einer nüchternen Wertung: „Das meiste, was die Bewegung bewirkte, geschah entgegen ihren bewußten Absichten und ihren politischen Ideologemen ... Sie war hedonistisch und puritanisch, progressiv und regressiv, egalitär und elitär, modernistisch und kulturpessimistisch zugleich. Sie deklarierte sich antiautoritär und war doch entschieden autoritär. ... Sie rühmte sich ihres militanten Antifaschismus und fühlte sich bald schon frei zum aggressivsten Antizionismus ... Sie arbeitertümelte und volkstümelte heftigst und wahrte die Exklusivität der eigenen, geschlossenen Gruppe.“ So wirkte sie als Katalysator eines unabhängig von ihr ablaufenden soziokulturellen Umbruchs, der in den 60er und 70er Jahren die gesamte westliche Welt geradezu kulturevolutionär veränderte.

Klaus Schroeder

Werner Mittenzwei: Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000, Verlag Faber & Faber, Leipzig 2001, 592 Seiten, 29,70 Euro.

Das waren noch Zeiten! 1950 beschloß das Politbüro der SED: „Meldungen mit scharfen Kritiken an leitenden Intellektuellen können nur in der Presse veröffentlicht werden mit vorheriger Zustimmung durch das Ministerium für Staatssicherheit.“ Vielleicht lag es ja daran, daß die schärfsten Kritiker der führenden DDR-Intellektuellen künftig aus dem Politbüro kamen: Allen voran Walter Ulbricht, der namhafte Schriftsteller und Künstler der DDR gern öffentlich selbst ins Kreuzverhör nahm, und Erich Honecker, der auf dem 11. Plenum 1965 Wolf Biermann als „Bannerträger einer sogenannten literarischen Opposition der DDR“ brandmarkte und ihn 1976 ausbürgern ließ. Oder die beiden Zuchtmeister der DDR-Intelligenz Kurt Hager und Alfred Kurella, Mitglied und Kandidat des Politbüros, und Kulturminister Alexander Abusch, der schon vor seiner Amtszeit das Vertrauen des MfS besaß - als IM „Ernst“ von 1951 bis 1956.

Allerdings: Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche - Kurella Schriftsteller und Redakteur der „Internationalen Literatur“ in Moskau, Hager Chefredakteur der „Freien Tribüne“ in London und Abusch Leitungsmitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in der Weimarer Republik. Dessen Mitgründer Johannes R. Becher, einst ein namhafter expressionistischer Dichter, wurde erster Kulturminister der DDR, gefolgt von Alexander Abusch. Allesamt „leitende Intellektuelle“.

Man sieht: Literatur und Politik war ein Thema in der DDR, nachhaltiger als in der alten Bundesrepublik, die weder einen Kulturminister noch ein Ministerium für Staatssicherheit besaß. (Was ihre Politiker nicht hinderte, Schriftsteller als

Pinscher, Uhus, Ratten und Schmeißfliegen zu bezeichnen.) Noch 1987 konnte man in einer DDR-Übersetzung aus dem Russischen „Die sowjetische Intelligenz. Kurzer Abriß ihrer Geschichte“ lesen: „In der sozialistischen Gesellschaft genießt die Intelligenz eine hohe Achtung des Volkes, sie wird vom Staat, von der regierenden marxistisch-leninistischen Partei allseitig unterstützt.“ Und Jürgen Kuczynski wagte in seiner soziologischen Studie „Die Intelligenz“ im gleichen Jahr sogar die Prognose: „Die Intelligenz ist wohl die älteste ständig vorhandene Schicht in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften und wird als einzige übrigbleiben.“

Das kann noch lange dauern. Inzwischen sind schon alle genannten Akteure der DDR-Kulturpolitik verstorben, und einer, der sie aktiv und passiv von Anfang bis Ende begleitet hat, macht sich am Schluß ihrer gemeinsamen Geschichte „Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945-2000“ nur wenig Hoffnung auf einen zweiten Anlauf: Werner Mittenzwei, Jahrgang 1927, Mitglied der SED seit 1946, bekannt als Brecht-Biograf und Mitherausgeber seiner Werkausgabe, Träger des Vaterländischen Verdienstordens der DDR. Er bescheinigt den Intellektuellen der DDR zwar „soziales und künstlerisches Sendungsbewußtsein“ und daß sie „meinten, damit einer Menschheitsaufgabe und nicht nur einer Partei zu dienen“. Aber er dämpft am Ende seines fast 600 Seiten langen Abrisses alle Erwartungen, das sozialistische Experiment „in radikal erneuerter Fassung zu wiederholen. Die Wissenschaft, die Theorie liefert dazu noch keinen Fingerzeig. Auch sollte man nicht so sicher sein, daß ein zweiter Anlauf gelingt. Der Fortschritt ist kein kontinuierliches Fortschreiten. Dazwischen liegen die Katastrophen.“

In diesem Fall: Die des real existierenden Sozialismus. Werner Mittenzwei erzählt sie zwar am Beispiel ihrer Intellektuel-

len, oder genauer: der literarischen Intelligenz, aber meist nicht am Beispiel ihres Versagens, sondern zu ihrer Verklärung als Opfer. Jürgen Kuczynski zum Beispiel kommt nur als Autor des „Dialogs mit meinem Urenkel“ vor, das „der Apparat für unannehmbar“ hielt und sechs Jahre lang unterdrückte. Daß er auch das finsterste Werk des Stalinismus in der DDR-Wissenschaft schrieb - „Fortschrittliche Wissenschaft“ (1951) -, verschweigt Mittenzwei. Für seine eigene Theorie der Intelligenz hält er sich lieber an Bourdieu und Said als an Kuczynskis Jugendsünden oder das Alterswerk „Die Intelligenz“. Dieselbe Leerstelle bei Georg Lukcas, den Mittenzwei für das erste Jahrzehnt der DDR ausführlich würdigt, nicht aber mit seinem frühen Verdikt gegen die Intelligenz als „Parasiten des Kapitalismus“ oder seinem späten Bekenntnis zu Solschenizyn. Beides hätte ihn lehren können, daß es auch Intellektuelle als Parasiten und Opfer des Sozialismus gegeben hat.

Diese selektive Wahrnehmung ist die Hauptschwäche in Mittenzweis Darstellung der DDR-Intelligenz. Das gilt für Stephan Hermlin, der bei ihm als Biermann-Protestant, Fürstenaufklärer und Opfer von Karl Corino glänzt, aber dessen frühe Stalin-Elogen ebenso im Dunkeln bleiben wie seine späteren Ausfälle gegen „Ausreiser“ und „Kriminelle“ des DDR-Exils. Es gilt für Wolfgang Harich, der bei Mittenzwei nur als junger Held, nicht aber als später Schurke - insachen Müller, Nietzsche und als Stasi-Konfident - vorkommt. In seinem Schatten verschwindet Erich Loest, dessen Name zwar beiläufig, dessen sechsjährige Haft in der DDR aber genauso wenig erwähnt wird wie seine Werke und seine Autobiografie. Dabei böte die Geschichte seiner Leipziger Kämpfe, seiner Haft, Exilierung und späten Rückkehr ein Gegenbild zu all den gebrochenen Biografien der DDR-Intelligenz, die bei Mittenzwei durchweg in tragischem Licht er-

scheinen. Etwas davon fällt unverdient selbst auf Hermann Kant, etwas zu wenig auf Anna Seghers, deren politische Rolle unausgeleuchtet bleibt. Allzu häufig sucht Mittenzwei die Tragik bei den gescheiterten Akteuren, nicht bei den stillen Opfern der DDR-Kulturpolitik, die Jürgen Serke in seiner tragischen Deutung der DDR-Literatur „Zuhause im Exil“ in den Mittelpunkt gestellt hat; übrigens ebenso einseitig. Nur vier der fünfzehn Namen, die Serke nennt, finden sich auch bei Mittenzwei. Serke hat dafür eine Erklärung: Den Dramatiker Alfred Matuschke zum Beispiel fertigte eine Arbeitsgruppe unter der Leitung Mittenzweis schon 1972 ab, er habe „keinen richtungweisenden Beitrag für die Entwicklung der sozialistischen Dramatik geleistet“. Selbst Peter Hacks und Heiner Müller - zwei Favoriten Mittenzweis - sahen das anders.

Unterbelichtet bleiben nicht nur die Stillen im Lande - aus Serkes weiterer Liste zum Beispiel Inge Müller, Uwe Greßmann, Harald Gerlach und Richard Leising -, sondern auch die weniger Stillen außer Landes. Weder Horst Bienek, der die DDR auf dem Umweg über den Gulag verließ, noch Jürgen Fuchs, den sie im doppelten Sinn bis an sein Lebensende verfolgte, finden Erwähnung. Alfred Kantorowicz, einer der einflußreichsten Intellektuellen der frühen DDR, wird nur kurz als Lehrer von Hermann Kant erwähnt, sein „Deutsches Tagebuch“ nicht einmal als Quelle. Schon deshalb muß man es wiederlesen, als unentbehrliches Korreferat zu Mittenzweis Darstellung der frühen DDR-Jahre.

Da übrigens ist er - als Zeitzeuge und teilnehmender Biograf Brechts - am stärksten. Mag sein, weil er da in der eigenen Biografie noch offene Rechnungen hat: zum Beispiel mit Wladimir Semjonow, der als politischer Berater der sowjetischen Militäradministration den stalinistischen Kurs der sowjetischen Kulturpolitik in der DDR steuerte. Mit-

tenzwei lüftet sein - lange umstrittenes und anderen zugeschriebenes - Pseudonym „N. Orlow“, unter dem Semjonow in Shdanows Manier gegen „Wege und Irrwege der modernen Kunst“, wetterte und dabei nicht einmal die Vokabel „Entartung“ scheute. Mittenzwei stellt sich dabei an die Seite Johannes R. Bechers, den Semjonows Kulturoffiziere Dymschitz und Tulpanow beim ZK der sowjetischen KP als bürgerlichen Abweichler anschwärzten: Bechers Kulturbund habe „nicht deutlich seinen Standort als SED-Organisation bestimmt“ (Dymschitz) und er sei „nicht Marxist, sondern er orientiert sich direkt an England und Amerika, an der westlichen Demokratie“ (Tulpanow). Vielleicht ist das die Erklärung, warum Becher seine Position mit dem Verfassen servilster Stalin-Elogen zu retten versuchte, aber seinen Ruf als Dichter endgültig ruinierte. Den kann auch Mittenzwei nicht mehr retten; dennoch hat niemand die ambivalente Rolle Bechers fairer und kenntnisreicher beschrieben als er, auch nicht dessen Biograf Jens-Fietje Dwars, der ihn - wie von der anderen Seite Michael Rohrwasser - als ideologischen Watschenmann mißbraucht hat. Mittenzwei hält dafür, daß Bechers Bemühung um die Einheit der Nation und die Reinheit ihrer literarischen Tradition „keine ausgeklügelte Taktik, keine einfache Fortsetzung der Volksfrontpolitik“ war, sondern eine an Freund und Feind gescheiterte Vision des Exils, die nicht einmal alle Autoren des Exils teilten. Brecht und Weinert lehnten sie ab, Wilhelm Pieck hielt ihn gar für einen „politischen Ignoranten“. Becher, der davon erfuhr, fand das nur „charakteristisch“ für eine „bedenkliche Unterschätzung seitens der führenden Genossen gegenüber der Intellektuellenarbeit.“

Da hat Becher seine Genossen unterschätzt: Bei Ulbricht und Honecker war Kulturpolitik immer Chefsache, ob es um den „Bitterfelder Weg“ oder die Ausbür-

gerung von Wolf Biermann ging. Mittenzwei will Ulbricht sogar „am Ende seines Wirkens mit Recht als den begabtesten Arbeiterführer seit Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg bezeichnen“. Aber auch die machen Fehler. Für Ulbrichts unverzeihlichsten hält Mittenzwei die Rücknahme des 'Neuen Kurses', die ihm die Intelligenz der DDR nie verziehen habe, während Wilhelm Pieck sich wenigstens kritisch fragen konnte: „Genossen, was ist, wenn wir uns irren?“ Aus dem Trio Pieck-Ulbricht-Grotewohl habe Pieck immerhin „Sympathie“, Grotewohl „Respekt“, aber Ulbricht „keinerlei Resonanz“ beim Staatsvolk der DDR gefunden. Mittenzwei bleibt ihnen in seiner Darstellung nichts schuldig, eher schon den kritischen Intellektuellen seiner Generation. Ihre nach der Wende verfaßten Autobiographien rügt er pauschal, sie hätten „zu einer wirklichen Aufhellung ihrer Vita“ nichts beigetragen. (Und natürlich noch weniger Joachim Gauck, ein „Dilettant“, der nach Mittenzwei gegen ehrenwerte Intellektuelle die „Stasi-Keule“ schwingt.)

Er meint weniger Hermann Kant als Heiner Müller, Günter Kunert und Günter de Bruyn und ihre Autobiografien. Er selbst ist uns die seine noch schuldig, schwingt aber seinerseits kräftig die Keule: Zum Beispiel gegen Wolf Biermann, den er den „Thersites des DDR“ nennt.

Die letzte Generation DDR-Autoren schließlich bleibt ihm so fremd, daß er sich für sein Urteil auf Dritte beruft. Als Kronzeuge für den Prenzlauer Berg dient ihm Jan Faktor, für Ende, Wende und die Nachwehen der DDR-Literatur in den neunziger Jahren sein Verleger Elmar Faber. Der letzte, der ihm eine persönliche Schmähung wert ist, war Biermann; Jürgen Fuchs ist ihm nicht einmal eine Erwähnung im Register wert, obwohl er ihn auf Seite 451 als Kronzeugen gegen Joachim Gauck zitiert. Gegen ihn ist ihm jeder Zeuge recht, auch Peter-Michael Diestel, den er mit der Bemerkung zi-

tiert, „mit dem Stasi-Schwert füge dieser Mann der Gesellschaft immer neue Wunden zu.“ Wohlgemerkt nicht Diestel, sondern Gauck. Dagegen sei über Sascha Anderson „das letzte Wort noch nicht gesprochen.“ Fragt sich nur, wo und bei wem. Mittenzweis eigener Kreis in den letzten Jahren der DDR ist ein Zirkel um Peter Hacks an der Akademie, wo man bis zuletzt mit Wolfgang Harich über Georg Lukacs diskutierte, aber nicht über die schmäbliche Rolle der Akademie beim Bau der Mauer und beim Einmarsch in Prag. Dem ausgebürgerten Biermann rief Peter Hacks noch Schmähungen bis in das Haus von Heinrich Böll nach. Von sich selbst spricht Werner Mittenzwei in seiner Darstellung nur in der Dritten Person, als sei er schon in der Zeitgeschichte aufgegangen und als kenne die weder Täter noch Opfer, sondern nur Betriebsunfälle: „Ende 1989 kollabierte die Geschichte.“ Nein, nur die SED. Und ihre Intellektuellen haben daran Anteil.

Hannes Schwenger

Ines Geipel: Verlorene Spiele. Journal eines Prozesses. Berlin: Transit Buchverlag, 2001, 160 S. 14,80 Euro.

Sie trainierten schon für den Leistungssport, als ihre Altersgenossinnen noch mit Puppen spielten und nahmen - ohne es zu wissen - Anabolika-Substanzen, die ihre Kinderkörper auf dem Weg zum Erwachsenwerden zu künstlich bemuskelten Hüllen machten. „Verlorene Spiele“ ist ein Protokoll des Doping-Prozesses, gemeinsam mit Brigitte Michel, Martina Gottschalt, Yvonne Gebhard, Andreas Krieger (früher Heidi Krieger), Ute Krause und Birgit Boese gegen die Hauptverantwortlichen im DDR Sport, den langjährigen DTSB Präsidenten Manfred Ewald und Sportmediziner Manfred Höppner. Der Prozeß fand von Mai bis Juli 2000 vor dem Berliner Landgericht statt. Die Autorin Ines Geipel, selbst Anfang der achtziger Jahre Mitglied der Leichtathletik-Auswahl der DDR und Nebenklägerin im Prozeß, fängt Stimmungen und Zwischentöne vor und nach den Verhandlungen ein. Der Leser teilt mit den Frauen im Lokal vor dem Landesgerichtshof in Wedding Ängste, Wut und Zweifel während der Verhandlungstage. Das Buch ist eine Stellungnahme - eine Gegenstimme zu der an Schreibtischen und in Verwaltungen entwickelten Aktensprache des sozialistischen Staatsapparats. Es macht aus dem „Menschenmaterial“, das für das internationale Ansehen der sozialistischen Republik so leichtfertig manipuliert wurde, Persönlichkeiten mit einer Biographie und gibt ihnen ein Gesicht.

„In der Kabine vor dem Spiegel erschrak ich vor den riesigen Schultern, dem harten Bauch, den Oberarmen, dem Nacken - mein Körper war mir fremd. Von Frühjahr bis Sommer 1978 nahm ich fünfzehn Kilo zu. Ein Koloß, mit Armen wie Kolben.“ So Schwimmerin Ute Krause wie sie sich fühlte, nachdem sie 1977 als Olympiakader berufen wurde. Die Ent-

fremdung vom eigenen Körper erlebten alle Frauen, die vom heimlichen Zwangsdoping betroffen waren - und jetzt mit den Folgen leben müssen. Ute Krause leidet noch heute an Bulimie: „Entzug der Originale nenne ich dieses großangelegte Drogenprogramm im Osten.“

Jedes Kapitel über die Sportlerkarriere der Frauen ist eine eigene Geschichte. Je schwieriger die innenpolitische Situation der DDR, desto größer die „Investitionen“ in den internationalen Wettkampf im Sport. In den 80er Jahren steigen die Ausgaben für den Sport zwischen 1985 und 1987 von 6,8 auf 12,2 Millionen. 1974 beschloß das SED-Politbüro den Staatsplan 14.25, mit dem das flächendeckende Zwangsdoping von Leistungssportlern festgeschrieben wurde.

„Von Mäusen und Affen“ heißt das Kapitel in Geipels Journal, das der Ideologiegeschichte der Versuche an Menschen nachgeht. Hier sucht Geipel nach Ursachen für die hemmungslose Materialisierung der Frauenkörper. Sie betrachtet sie als logische Konsequenz eines bolschewisierten Frauenbildes. Dem Vorbild der „arbeitenden Mutter Sowjetrußlands“ und damit gleichgestellten „Erbauerin des Sozialismus“ sei die Frau nicht nur „geopfert, sondern vor allem auch maskulinisiert“ worden: „So siegten vor allem die ostdeutschen Athletinnen als androgenisierte Körperpanzer aus hochgedopten Muskeln und Willen, allein noch auf Leistung ausgerichtet, trainiert auf Selbstopferung.“

Für die meisten Frauen endete der Leistungssport mit der Kapitulation ihrer entfremdeten Körper. Heidi Krieger, 1986 Europameisterin im Kugelstoßen litt unter Zerrungen und Muskelkrämpfen. Sie ist heute „Er“. Heidi von damals sieht Andreas Krieger kaum mehr ähnlich: „Im Inneren gelingt es mir nicht, an einem Ort zu bleiben. Noch immer bin ich in zwei Geschlechtern unterwegs, die beide dieselben Fragen stellen: Wie kann man

leben? Was ist wahr? Worauf kann ich mich verlassen?“

Das Ausmaß des persönlichen Leids der Sportlerinnen und die am Ende verhängte Strafe stehen in keinem Verhältnis: Manfred Ewald wird zu 22 Monaten Haft auf Bewährung, Manfred Höppner, Leiter der Arbeitsgruppe „Unterstützende Mittel“ zu 18 Monaten auf Bewährung verurteilt.

Für die betroffenen Frauen ist die Vergangenheit jedoch noch lange nicht Geschichte. Ines Geipel macht deutlich, wie weit die Folgen des DDR-Programms reichen: Der erste Sohn von Martina Gottschalt wurde mit einem Klumpfuß geboren, auch bei den weiteren Schwangerschaften gab es Komplikationen. Yvonne Gebhard erkrankte an Krebs. Ute Krause bekam im vergangenen Sommer einen neuen Schub ihrer Krankheit.

Im Dezember 2001 verkündete Innenminister Otto Schily, daß zwei Millionen Euro für einen Dopingopfer-Fonds eingeplant sind. Doch wer soll das Geld bekommen? Der Mangel an wissenschaftlich nachgewiesenen Zusammenhängen zwischen den Krankheiten und den eingenommenen Doping-Mitteln erschwerte auch die Beweisführung in dem Moabiter Doping-Prozeß. Die Aufklärung um den staatlich organisierten Medikamentenmißbrauch ist noch nicht zu Ende, die Frage der Entschädigung seiner Opfer noch offen. Geipels Buch ist ein wichtiger Anfang.

Rena Lehmann

Peter Kirchberg: Plaste, Blech und Planwirtschaft. Die Geschichte des Automobilbaus in der DDR 800 Seiten, Nicolei Verlag Berlin 2001, 36 Euro.

Zwei mal sagte es der Herr am Telefon und wirkliche Betroffenheit schwang in dem Satz mit: „Ach, Herr Voigt, das ist ein trauriges Buch!“

Tatsächlich ist dieser Band ein Kompendium vieler verpaßter Möglichkeiten, gescheiterter Ingenieursträume und vergeblichen Engagements zahlloser Facharbeiter. Wer sich durch die knapp 800 Seiten arbeitet, kommt aus dem Kopfschütteln kaum heraus ob des alltäglichen Unsinn der real-sozialistischen Planwirtschaft. An Publikationen zum mobilen Fundus der DDR – ein Feld für Liebhaber und Nostalgiker - herrscht kein Mangel. Nun endlich liegt eine erste komplexe Betrachtung wirtschaftlicher Zusammenhänge, politischer Hintergründe und technologischer Entwicklungen zum Fahrzeugbau in der DDR vor.

Professor Peter Kirchberg, schon zu DDR-Zeiten ein ausgewiesener Kenner der Technikgeschichte, spinnt seinen Faden von unten, durch fünf Jahrzehnte, entlang der Produktionsstandorte, der Werke und Produzenten von rollendem Gerät. Ihr Wirken und ihr Scheitern im Kommandosystem wird an Dutzenden Beispielen eindrucksvoll gezeigt. Es sind vielfach Aussagen von ehemaligen Protagonisten des DDR-Automobilbaus, auf die sich die Darstellung stützen kann. Solche Informationen aus erster Hand überliefern viel vom damaligen Arbeitsklima. Überhaupt fällt des Bemühen auf, dem Thema im Wortsinne Gesicht zu verleihen. Mehrere Kurzportraits von Werkdirektoren zeigen die mitunter prägenden Rollen von Persönlichkeiten im Planungs- und Produktionsgefüge. Es wäre schön gewesen, mehr über die Ingenieurs- und Leitereliten dieses Industriezweiges, über den Wandel der Genera-

tionen von Ingenieuren oder über die latente Abwanderung von „Humankapital“ in den Westen aufgrund fehlender professioneller Entfaltungsmöglichkeiten zu erfahren. Darüber ist bislang wenig bekannt; hier eröffnen sich neue Forschungsfelder. Kirchbergs großes Verdienst ist es, den Industriezweig auch anhand seiner Rolle im Gesellschaftsmodell der SED darzustellen. Nach diesem bestimmte vor allem der politische Nutzwert, was produziert wurde. Die Prioritäten lagen demzufolge zunächst in der Kollektivierung der Landwirtschaft und, nachdem diese vollzogen war, in der Aufrechterhaltung der Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln. Das hieß vor allem, die Land- und Transportwirtschaft ins Rollen zu bringen, mit Traktoren, Erntemaschinen und Lkw. Individuelle Mobilität bildete das Schlußlicht der Planungshierarchie und war trotzdem immer ein Politikum ersten Ranges. Kaum ein Thema, und das wußte auch die SED-Spitze, konnte derart die Gemüter in der sozialistischen Menschengemeinschaft bewegen. Denn der fahrbare Untersatz war auch der Ost-Deutschen liebstes Kind. Vom Palaver über die magere Ausstattung des Trabant 601 de luxe, gelangten viele recht schnell zu der Frage, welches System wohl überlegen sei. Der Glaube an den Sieg des Sozialismus schliff sich in zehn Jahren Wartezeit auf ein Auto so unweigerlich ab wie der Kupplungsbelag eines Wartburg 353. Schwarzmarkttarife für Gebrauchtwagen, die das Doppelte des Neupreises erreichten, ließen jede Hoffnung ersticken, die DDR strebe zielsicher einer bargeldlosen kommunistischen Zukunft entgegen. Eine Massenmobilisierung, wie sie der Westen vorführte, war für die DDR undenkbar, doch galt sie als Gradmesser der eigenen Fähigkeiten. Als Walter Ulbricht noch die Überlegenheit des Sozialismus demonstrieren wollte, maß er die eigenen Autos an der Marke mit dem Stern auf der Kühlerhaube. Dieser Wettlauf, so Kirchberg, war bereits

Mitte der 50er Jahre verloren und mit der sogenannten „Störfreimachung der Republik“ nach dem Mauerbau fielen die letzten Zulieferer aus dem Westen weg. Im Gegenzug, auch das wird eindrucksvoll gezeigt, gestaltete sich die Kooperation im RGW oft als ein eifersüchtiges Gegeneinander von Konkurrenten.

Den Luxus gepflegter Fortbewegung aber wollten sich die Partei-Oberen selbst auf Dauer nicht versagen und ließen sich alsbald in westlichen Kaleschen durch das Land chauffieren. Offener konnte der Bankrott kaum demonstriert werden. Pneumatische Federungen der überlangen Regierungs-Citroens bügeln den löchrigen Straßenbelag glatt und im Volant eines ZK-Volvo saßen die Funktionäre hinter schwedischer Gardine wohl geschützt vor dem Anblick der draußen vorbeiziehenden Wirklichkeit des sozialistischen Experimentes. Dieser Wirklichkeit hat sich Kirchberg in genauen Darstellungen zur privaten Nutzung von Kraftfahrzeugen und zur kollabierenden Verkehrswirtschaft gewidmet. Dabei spricht sein Blick in die Garage eines Trabant-Besitzers mit den obligaten Hamsterbeständen an Ersatzteilen Bände. Solcherart geschärfte Sicht für Details wird zuweilen konterkariert durch die übergenaue Wiedergabe konstruktiver Parameter. Hier schlägt die Leidenschaft des Technikers durch. Deutlich zeigt sich das auch im umfangreichen Anhang. Dort werden, als einziges „politisches“ Element an dieser Stelle, Entscheidungen der Obrigkeit (SED-Politbüro und Präsidium des Ministerrates) zum PKW-Bau dokumentiert. Warum diese Aufstellung erst mit dem Jahr 1968 beginnt, bleibt schleierhaft. Kritisch anzumerken sind zahlreiche Rechtschreibfehler sowie das lückenhafte Abkürzungsverzeichnis, das die Lektüre oft zum Ratespiel macht. Beides wird dem Format des Buches nicht gerecht, daß in hervorragender Weise das Unvermögens eines Wirt-

schaftssystems zeigt, seine postulierten Ziele zu erreichen.

Tobias Voigt

Jorge Semprun : Le Mort qu'il faut, Éditions Gallimard, Paris 2000, 196 S., 14,94 Euro.

Es gibt Zeugnisse von Opfern des NS-Regimes, die stören die tradierte Gedächtniskultur. Zeugnisse, in denen sich die scheinbar klaren Grenzziehungen zwischen Opfern und Tätern aufzulösen beginnen. Zeugnisse, die beunruhigen, da sich durch sie der Blick weitet für das, was Menschsein und Lebenswillen unter den Bedingungen von physischer und psychischer Gewalt bedeuten kann. Jorge Sempruns im letzten Jahr in Frankreich erschienenen Buch „Le mort qu'il faut“ ist ein solches Zeugnis.

Der spanische Schriftsteller schildert darin seine Erlebnisse im Konzentrationslager Buchenwald. Semprun, der von 1944 bis 1945 im Lager auf dem Ettersberg inhaftiert war, gehörte zweifelsohne nicht zur „roten Aristokratie“ innerhalb der Gefangenengesellschaft. Gleichwohl profitierte er von dem Privilegien, die den deutschen Kommunisten als innerer Ordnungsmacht des Konzentrationslagers von der SS gewährt wurden. Semprun, der deutsch sprach, stand als spanischer Kommunist und französischer „Resistant“, unter dem ausdrücklichen Schutz der kommunistischen Lagerleitung.

Semprun schildert erneut, wie schon in seinem Roman „Was für ein schöner Sonntag“, die von dem deutschen Kommunisten Willi Seifert geführten „Arbeitsstatistik“ des Lagers und seine Beschäftigung in diesem sicheren Bereich. Sicher, weil die Beschäftigung in der für den Arbeitseinsatz tausender Häftlinge zuständige Verwaltungseinheit - vergli-

chen mit anderen Arbeitskommandos in Buchenwald – größtmögliche Überlebenschancen bot. Weiterhin beschreibt Semprun, daß er Zugang zur Lagerbibliothek erhielt, sich dort u. a. der Lektüre von William Faulkners „Absalom“ widmete und gelegentlich sogar teilhaben konnte am „circuit alimentaire parallel“ der deutschen Genossen, in dem neben Lebensmitteln und Kleidung auch Devisen und – wie es der Autor vermuten läßt - sogar männliche Huren vermittelt wurden. Vor allem letzteres schien den Bedürfnissen der „Prominenten“ in Buchenwald im Zweifelsfall entgegen zu kommen. Als „Reichsdeutsche“ hatten die Angehörigen der KPD zwar Zugang zum Lagerbordell, jedoch verbot dies die lagerinterne Parteileitung aus „Sicherheitsgründen“. Es gibt nur wenige Autoren, die es wagten, das Sexualleben der Häftlinge der Konzentrationslager zu thematisieren. Die Frage wie die zum Teil, jahrelang Eingesperrten ihre Sexualität auslebten, ist bis heute ein Tabu. Auch für jene Überlebenden, die, brachte man die Rede auf das Thema, „sehr schnell die Verwüstungen der unvermeidlichen Promiskuität anerkannten“. Das „Klassement der Leiden“, auf dem zuerst Hunger, Kälte und der Mangel an Schlaf rangierten, ist bis heute ehernes Gesetz. In der Tat passt die Vorstellung von Gefangenensexualität in KZ-Baracken, nicht so recht in das Bild, wie es beispielsweise Bruno Apitz in seinem Roman „Nackt unter Wölfen“ zeichnete. Ein Buch übrigens, das wohl wie kein anderes die Geschichtsfälschung der DDR zum Ausdruck bringt. Für Semprun jedenfalls war die „unvermeidliche und permanente Promiskuität“ eine der „unheilvollsten Geißeln des täglichen Lebens im Lager Buchenwald“. „Hinterhältiger noch, weniger brutal, ohne Zweifel und weniger spektakulär als die beständige Prügel“ durch die SS, aber auch „beunruhigender“ aufgrund ihrer „oft grotesken, wenngleich manchmal aufheiternden Aspekte“, „da es nichts schlim-

meres gibt, als die absolute Transparenz des Privatlebens, wo ein jeder der Big Brother des anderen wird.“

Für einen „roten Kapo“ war, wie Semprun am Beispiel eines notorischen Päderrasten zeigt, sogar das berüchtigte „Kleine Lager“ kein Sperrbezirk. Das „Kleine Lager“, das die „Prominenten“ ansonsten mieden, war ein Areal ehemaliger Pferdeställe, in dem zeitweise bis zu 1500 Menschen zusammengepfercht waren. Es entzog sich der geheimen Organisationsstruktur der deutschen Kommunisten. Hier vegetierte jener „kleine Rand des Lagerpöbels“, der als die „Muselmanen“ in die Annalen der um historische Wahrheit bemühten Buchenwaldliteratur einging: Menschen der unterschiedlichsten nationalen und sozialen Herkunft, deren psychische und physische Konstitution dem Lageralltag nicht standhielt. Clochards, halb verdammt schon zum Tode, Lumpen, die nur noch „die vitale Stumpfheit des Instinktes bewegte“. Die „Muselmanen“ wurden von der SS und den deutschen Kommunisten gleichermaßen verachtet und gefürchtet. Doch während die Wachmannschaften der SS vor allem die Furcht vor Seuchen von einem Besuch dieser unter unvorstellbaren hygienischen Zuständen lebenden Menschen abhielt, kam bei den Kommunisten noch ein handfestes psychologisches Argument hinzu: Die „vitale, ubuesque Unordnung“, das „erschütternd schmerzliche Durcheinander des Todes“, das sich im „Kleinen Lager“ bot, war auch das Szenario der jederzeit möglichen Niederlage des kommunistischen Widerstandes. Semprun beschreibt die Zustände im „kleinen Lager“ mit einem erschreckenden Gleichnis: „In den Latrinen des Kleinen Lagers von Buchenwald hätten sie (die SS) das Schauspiel des Untermenschen auskosten können, dessen Existenz sie für die Rechtfertigung ihrer rassistischen und ideologischen Arroganz postulierten.“

Jorge Sempruns autobiographischer Essay „Le mort qu'il faut“ ist das vierte Buch des Autors, in dem er über Buchenwald berichtet. Literarisch gesehen fügt er damit seinem bisherigen Erzählwerk eine weitere Facette hinzu. Man muß diese Art von Literatur nicht mögen. Auch erhellt das Buch kaum neue Fakten zum Lageralltag. Man weiß inzwischen, dass im Lager die deutschen Kommunisten eine Art zweite Herrschaft ausübten, und dass im Lagerbordell Frauen aus dem KZ Ravensbrück ihre Dienste anbieten mussten. Man weiß, daß trotz des anfänglichen Verbots durch die kommunistische Lagerleitung, auch Kommunisten das Bordell besuchten, ja der kommunistische Lagerälteste Ernst Busse sogar mit zwei Prostituierten im Krankenrevier zusammen lebte. Die Sowjets haben Busse, der 1946 für kurze Zeit Innenminister Thüringens war, später verhaftet und verurteilt. Busse hat angeblich Kriegsverbrechen gegen deportierte sowjetische Offiziere gestanden, die er in seiner Eigenschaft als Lagerältester und Chef der Kapos verübte. Er starb 1952 im Gulag von Workuta. Sempruns Darstellung des Lagerlebens im KZ Buchenwald legt auf irritierende Weise die Kälte und Arroganz offen, die viele der kommunistischen „Prominenten“ gegenüber ihren Leidensgenossen an den Tag legten. Es habe nur wenige Genossen gegeben, „mit denen man wirklich reden“ konnte. Solidarität mit anderen nichtkommunistischen Gefangenen wurde als „kleinbürgerlicher Luxus“ abqualifiziert. Schließlich verschweigt der Autor dem Leser auch nicht jenes makabere Wort, das in den Kreisen der deutschen Kommunisten kursierte und wohl aus deren Sicht eine gewisse Berechtigung hatte: „Das Lager ist heute nichts als ein Sanatorium.“ „Jedem das Seine“ diesen Spruch ließen die Nazis über dem Tor des KZ Buchenwaldes anbringen. In einer verqueren Überlebenslogik machten ihn sich die deutschen Kommunisten zu ihrem eigenen. Was Semprun betrifft, so hatten die deut-

schen Kommunisten für ihn im Dezember 1944 le mort qu'il faut – den Toten, den man braucht – gefunden. Ein sterbender Leidensgenosse ließ Jorge Semprun eine neue Lageridentität, um ihn vor einer drohenden Vernehmung durch die Gestapo zu schützen – so schien es zumindest. Als sich jedoch herausstellte, dass der Grund für die Gestapoermittlungen offenbar eine Suchanfrage der Familie Sempruns über den franco-spanischen Botschafter in Paris war, wurde der Autor von seinen deutschen Gönnern zum Verhör geladen. Mitten im Konzentrationslager Buchenwald stand er vor einem stalinistischen Tribunal - „Nackt unter Wölfen“!

Michael Böhm

Anatoli Rybakov: Roman der Erinnerung. Aus dem Russischen von Renate und Thomas Reschke, Aufbau Verlag, Berlin 2001, mit 34 Abbildungen, 442 Seiten, 22,50 Euro.

Als 1987 der Roman „Die Kinder vom Arbat“ erschien, wurde der Autor Anatoli Rybakov mit einem Schlag weltbekannt. Die FAZ erklärte ihn zum „literarischen Handlungsreisenden des Glasnost“.

Daß der Autor geschlagene zwanzig Jahre warten mußte, bis es soweit gekommen war, war weniger bekannt. Immer wieder hatte Rybakov versucht, diese Erinnerungen an die dreißiger Jahre, den Flair und die Sorgen im legendären Arbat-Viertel von Moskau, seine Abrechnung mit dem Diktator Stalin in russischen Verlagen unterzubringen. Im Ausland hatte Rybakow „Die Kinder vom Arbat“ erst dann herausgeben wollen, wenn sie dort greifbar wären, wo sie hingehörten, nämlich im eigenen Land.

Gorbatschows Glasnost-Politik hatte schließlich eine Veröffentlichung ermöglicht und Rybakov gewährt im vorliegenden „Roman der Erinnerung“ hinreichend Einblicke hinter die Kulissen der sowjetischen Verlags- und Kulturpolitik, um zu zeigen, daß trotz der proklamierten Reformpolitik die Editions-geschichte dieser Veröffentlichung eine zermürbende Angelegenheit war. Rybakovs Nachbar im Moskauer Schriftstellervorort Peredelkino, der hochbetagte Weniamin Kawerin, beschwichtigte ihn, mit Tränen in den Augen: „Anatoli Naumowitsch, mein Bester, trösten Sie sich, Sie werden darüber einen neuen Roman schreiben“. Und er sollte recht behalten! Anatoli Rybakow kommentiert Kawerins Trost: „Das war ganz Kawerin: das Buch als Zuflucht von Unbilden und Aufregungen, als einziger Heiler und Erlöser“ (S. 368-369).

Und Nöte hatte es im Rußland des zwanzigsten Jahrhundert zuhauf gegeben.

Anatoli Rybakows „Roman der Erinnerung“ bildet eine lebhaftige Erinnerung an die Schrecken und Hoffnungen in seinem Land.

Frappierend ist die fesselnde Art, in welcher er zu erzählen vermag. Anatoli Rybakow beherrscht sein Handwerk! Er berichtet über seine Erfahrungen, als er sich in der Sowjetunion in den 50er und 60er Jahren einen Namen gemacht hatte. In Millionenaufgaben hatte Rybakov packende Erzählungen für Kinder und Jugendliche veröffentlicht. Mit den Erzählungen „Der Marinedolch“, „Ein Auto-wrack und 100 Streiche“ oder „Sommer in Sossnjaki“ sind ganze Generationen in Rußland aufgewachsen.

Rybakow kann nicht nur erzählen, er hatte auch genügend erlebt, um zu wissen, wovon er erzählt. Der 1911 in einem jüdischen Shtetl in der Nordukraine geborene Rybakow wuchs in Moskau auf dem Arbat auf. In seiner Jugend ein glühender Anhänger der neuen, revolutionären Ideen, wurde er als Student wegen einer Nichtigkeit 1933 verhaftet und zu drei Jahren Verbannung verurteilt. „Wenn ich jetzt an die Monate in der Zelle denke, an das Heimweh, die Verzweiflung, die Ausweglosigkeit, verstehe ich diejenigen, die sich auf alles einließen, wenn man sie nur nicht wegriß von der Sache, der sie ihr Leben geweiht hatten. Diese Leute stellten ihre Ergebenheit der Partei gegenüber höher als ihre eigene menschliche Würde und mußten grausam dafür bezahlen. Aber ich werfe keinen Stein auf sie. Sie glaubten an die große Idee auch dann noch, als die schon entartet war. Das war ihr Irrtum. Ein Irrtum, kein Verbrechen“(S. 91).

Ein ruheloses Leben folgte und Rybakow schildert in seinem Erinnerungsroman, wie er durch Rußland wanderte, immer wieder seinen Wohnsitz wechselte und sich von den verschiedensten Tätigkeiten ernährte: Tanzlehrer, Kraftfahrer und Schlosser. 1941 wurde Rybakow Soldat und kam als Fuhrparkleiter mit der Roten

Armee bis nach Berlin. Wegen besonderer Tapferkeit vor dem Feind wurde ihm von einem Militärtribunal in Zwickau offiziell die Kategorie »Vorbeftraft« gestrichen, die Verbannung aus Moskau war ebenfalls aufgehoben worden. Anatoli Rybakow bedankte sich bei seinem Korpskommandeur General Glasunow, der sich schriftlich für seine Rehabilitierung eingesetzt hatte. Ihm zuliebe füllte er auch den in der Sowjetunion allgegenwärtigen Fragebogen neu aus: „In die Spalte »vorbeftraft« schrieb ich »nein«. Aber ich wußte sehr wohl, daß dieses »nein« nur von relativem Wert war. 1934 hatte mich nicht das »Militärtribunal der Stadt Moskau« verurteilt, sondern die Sonderberatung beim NKWD der UdSSR, und unser Militärtribunal war wohl kaum berechtigt, deren Urteil aufzuheben“ (S. 143). Willkür als Zuchtmittel. Derlei juristisches Kompetenzgerangel bildet ein untrügliches Kennzeichen für das Rechtswesen in totalitären Systemen. Im Deutschland der Nazizeit widersprachen sich zuweilen Anordnungen der Wehrmacht und der SS.

Unmittelbar nach Kriegsende entschied sich Anatoli Rybakow, sein künftiges Leben der Schriftstellerei zu widmen: „Damals hatte ich noch nicht gewußt, daß ein Prosaiker ein Lastgaul ist, der eine schwer beladene Karre bergan zieht. Er wird die Karre zum Gipfel ziehen oder unterwegs stürzen, ohne das Ziel erreicht zu haben“ (S. 146). Ein eindrucksvolles Bild, welches zugleich den russischen Versuch der Errichtung eines sozialistischen Systems skizziert. Eindringlich bilanziert der 86jährige Romancier dieses verhängnisvolle Unternehmen in seinem Lande und mahnt seine Leser: der stalinistische Versuch, einen Sozialismus ohne Demokratie aufzubauen scheiterte grausam – aber eine übergestülpte kapitalistische Freiheit ohne Beibehaltung sozialer Errungenschaften wird ebenfalls nicht von den Menschen getragen werden. Und ein schwaches, zerrüttetes Ruß-

land kann zur unberechenbaren Gefahr werden.

Selbstredend war ein Autor wie Anatoli Rybakow nie unumstritten. Die einen warfen ihm Verrat am russischen Vaterland vor, hätte doch Stalin allein das Volk vor dem Feind bewahrt, die anderen unterstellten ihm Makulatur und vermischten Abstraktionen. In Wirklichkeit war der 1998 verstorbene Anatoli Rybakow ein unbestechlicher Beobachter mit der Fähigkeit, Fakten und Figuren mit scheinbar leichter Hand zu skizzieren. Rybakow hat das von ihm Erlebte und Beobachtete zwanzigste Jahrhundert in eine literarische Form gegossen und somit am Leben erhalten. Die Memoiren „Roman der Erinnerung“ legen ein eindrucksvolles Zeugnis davon ab.

Volker Strebel